

Barbara Sichtermann • Ingo Rose
Fräulein Doktor im Kaiserreich



Barbara Sichtermann • Ingo Rose

Fräulein Doktor im Kaiserreich

Die Lebensgeschichte der
Franziska Tiburtius

Osburg Verlag

Frontispiz: Franziska Tiburtius, um 1915

Erste Auflage 2023

© Osburg Verlag Hamburg 2023

www.osburgverlag.de

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Bernd Henninger, Heidelberg

Korrektorat: Annette Bockler-Osburg, Ratzeburg

Umschlaggestaltung: Judith Hilgenstöhler, Hamburg

Satz: Hans-Jürgen Paasch, Oeste

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-95510-336-1

Inhalt

I	Aus freiem Wissen	7
II	Dem Kommenden mutig entgegen	35
III	Man gehört schon zu den Eingeweihten	67
IV	Nun gilt es, festen Boden zu gewinnen	97
V	Beweisen, dass die Welt uns braucht	131
VI	Im kaiserlichen Berlin	159
VII	Die ewigen Gedanken der Gerechtigkeit	189
VIII	Die Tage anderer kommen	219
IX	Mühe, Arbeit und Genugtuung	251
	Nachwort	281
	Editorische Notiz	285
	Literatur und Links	286
	Abbildungsnachweis	288

Aus freiem Wissen

Als der Krieg ausbrach, weilte die junge Franziska Tiburtius in London. Sie unterrichtete Deutsch am Institut der würdigen Miss Boswood und stand kurz vor dem Antritt ihrer nächsten Stelle, bei der sie mehr Verantwortung zu tragen haben würde: als Erzieherin der vier Töchter des braven Reverend Mr. Roupell in Walton-on-the-Hill, Grafschaft Surrey. *»Der dunkle Schatten, der schon seit Wochen über Deutschland schwebte, verdichtete sich plötzlich. ›War is declared‹, flüsterte Miss Boswood mir zu, als wir am Tag vor meiner Abreise im Gärtchen hinter dem Hause Frische suchten. Zwei Kriege, 1864 und 1866, hatte ich schon mit Bewusstsein und einigem Verstand und Nachdenken erlebt; ich kannte den Druck, der sich auf alle Herzen legt; aber es war beide Male so schnell vorüber, es war so glänzend gegangen, dass den meisten gar nicht recht ins Bewusstsein gedrungen war, wie schwer das Leid für den einzelnen sein kann. Der Sinn des österreichischen Krieges war den wenigsten aufgegangen, er war im Volk zu Anfang nicht populär und blieb auch in seinem letzten Ziel unverstanden, aber dass Bismarcks Werk und Bismarcks Persönlichkeit etwas Gewaltiges sein mussten, dass sein Blick weiter reichte als der ihre, dämmerte damals auch seinen Gegnern.«* Und jetzt, nur knapp vier Jahre später, waren es die Franzosen, die gegen die Deutschen mobilmachten. Warum nur ertrugen sie es nicht, dass die deutschen Länder nach Einheit strebten? Und was sagten die Briten zu alledem? Franziska bat Miss Boswood um englische Zeitungen. *»All right to the German side, all wrong to the French‹, tönte es aus Times und Daily News und dem ganzen englischen Blätterwald.«* Das war erst mal beruhigend. So konnte Franziska als deutsches Fräulein unbehelligt auf der Insel reisen. Aber würde es so bleiben? Miss Boswood erklärte Franziska, dass die Sympathie der Engländer für die Deutschen auf einer ziemlich wackeligen Grundlage beruhe. Friedrich,

der Kronprinz von Preußen, war mit Königin Victorias Lieblingstochter, die auch Victoria hieß, verheiratet. Und schon von daher schlug das Herz der Briten für die Preußen. In der Tat, dachte Franziska, das ist für politische Sympathie und gar für Parteinahme in einem Krieg ein äußerst wackeliges Fundament.

Während Franziska den Ledergurt um ihren Koffer festschnallte, dachte sie weiter und überlegte kurz, ob sie nicht Miss Boswood um ein paar zusätzliche Tage Unterkunft bitten und eine Schiffs-passage in die Heimat nach Stralsund buchen solle. War nicht ihr Platz jetzt im eigenen Land, etwa als Hilfskrankenschwester in einem Lazarett? Und überhaupt, wo befand sich Carl? Als Stabsarzt würde er womöglich an die Front geschickt! Franziska überschlug ihre finanzielle Lage. Für die Heimreise würde es eventuell reichen, aber dann? Die Mutter verfügte selbst über nur karge Mittel, bei ihr würde sie nicht unterschöpfen können, sie würde für sich selbst sorgen müssen. Wie sollte das gehen? Und wartete nicht der freundliche Reverend Roupell im Pfarrhaus zu Walton auf sie? Sie hatte zugesagt, die Stelle anzutreten, sie sah sich in der Pflicht. Und die Verletzung dieser Pflicht – jeglicher Pflicht – war ein entschiedenes *No go* für Franziska. Ferner: der Lohn, den Mr. Roupell geboten hatte, war nicht zu verachten, sie würde etwas zurücklegen können. Franziska setzte ihren Sonntagshut vorsichtig in die Hutschachtel, schloss den Deckel und entschied, sich auf den Weg nach Surrey zu machen.

Entscheidungen waren zu Franziskas Zeit nicht unbedingt Sache der Frauen – abgesehen von Haushaltsangelegenheiten und der Frage, ob zu Mittag gebratene oder gebackene Kartoffeln zu reichen seien. Eine existenzielle Entscheidung aber sollte eine Frau nur einmal im Leben treffen, und das war die für einen Ehemann. Danach waren alle Entscheidungen für oder gegen was auch immer Sache des Mannes –, er konnte sogar bei

der Kartoffelfrage bestimmen, sofern er sich dazu herablassen mochte oder persönlich die eine oder andere Präferenz hegte. Aber es war ja nun so, dass nicht alle Frauenspersonen einen Mann fanden, es gab sogar welche, die gar keinen wollten. Zu ihnen gehörte Franziska. Vielleicht war es die innige Neigung zu ihrem älteren Bruder Carl, der ihr schon in früher Jugend das Träumen vom idealen Gatten abgenommen hatte, vielleicht auch die Furcht vor einem Vorgesetzten in ihrem Leben, der alle Entscheidungen für sie zu fällen haben würde – Franziska wusste es selbst nicht. Klar war nur, dass die Ehe nicht das war, was sie erstrebte, auch wenn Kinderlosigkeit der Preis war. Sie wollte diejenige bleiben, die entschied, für ihr ganzes Leben. Doch die Spielräume, die sich auftaten, wenn eine Frau wie sie ihren Lebensweg auf eigenen Füßen gehen wollte, waren eng. Nicht nur in Preußen, wo Franziska herkam, auch in England, in Frankreich, überall. Der Lebensunterhalt musste ja bestritten, das Geld dafür verdient werden – nur wie? *»Es gab damals eigentlich nur einen Beruf, der für gebildete Frauen ›aus guter Familie‹ wählbar war, den der Lehrerin. Und auch da war es zweifelhaft, ob man nicht ›die Kaste‹ verlor! Im Lehrfach hatte ich einige Erfahrungen, glaube auch im Rückschauen, dass ich nicht eine ganz schlechte Lehrerin war; denn wo der Gegenstand mich mitnahm, erlangten die Schülerinnen wohl auch ein ziemlich lebhaftes Bild, jedenfalls habe ich stets die Aufmerksamkeit meiner Schülerinnen wach erhalten können, auch der weniger begabten. Ich bemühte mich immer aus freiem Wissen, nicht aus unmittelbar vorher mühsam Zusammengetragendem ihnen mitzuteilen.«* Ihre Tätigkeit in England gehörte zu Franziskas Ausbildung. Hier wollte sie ihre Kenntnis der englischen Sprache erweitern und verfeinern, womöglich sich auch von den britischen Bildungsinstituten für ihre eigene Berufstätigkeit etwas abschauen. *»Ich habe stets einen regen Zug in die Weite verspürt und auch ein lebhaftes Interesse für die englische Geschichte.«* Zu Hause auf Rügen hatte sie das Lehrerinnenexamen abgelegt, *»das mir wenig Schwierigkeiten machte und ein gutes Zeugnis einbrachte.«*

Nach ihrer Rückkehr aus Großbritannien, mit den englischen Erfahrungen im Gepäck und der Weltsprache mächtig, wollte sich die erfahrene Lehrerin einer weiteren Prüfung unterziehen: dem Vorsteherinnenexamen. So hatte sie entschieden. Denn obschon das Unterrichten sie reizte, hätte sie ja doch als Lehrerin an einer Mädchenschule, sei die von der Kirche eingerichtet oder in privater Hand, immer eine Schuldirektorin vor der Nase gehabt. Das war eine Aussicht, die ihr gar nicht behagte. Ihre eigenen Vorstellungen vom »freien Wissen« hätte sie womöglich nicht umsetzen können. Indessen: selbst als eine solche Vorsteherin aufzutreten, gar eine Schule zu gründen und sie nach den neuesten Erziehungsmethoden zu gestalten und zu führen, das gefiel ihr unbedingt. Und so schaute sie sich in London im dortigen Mädchenschulwesen aufmerksam um, immer bereit, Neues zu erfahren und womöglich Impulse für ihr eigenes Schulprojekt zu empfangen.

Sie wurde enttäuscht. *»Dass es mit der Übernahme von Einrichtungen aus dem englischen Pensionat in die in Aussicht genommene Schule in Stralsund nichts war, sah ich bald. Vielleicht war Miss Boswoods Schule auch für England schon etwas altmodisch, doch wegen ihres feinen Tons sehr geschätzt. Zwölf bis sechzehn junge Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren, dem sogenannten gebildeten, jedenfalls sehr zahlungsfähigen Mittelstand und der Gentry angehörig, erhielten dort den letzten Schliff für die Welt, der keineswegs in positivem Wissen bestand, – damit waren sie sehr wenig beschwert, und es wurde auch sichtlich sehr viel weniger Gewicht darauf gelegt, als auf good manners, good breeding und die verschiedenen accomplishments, die nun mal zum Begriff der Lady gehörten.«* Es gibt so viel, was man wissen kann, dachte sich Franziska. Nicht alles, irgendwo ist eine Grenze, irgendwo beginnt das Geheimnis des Universums. Aber diesseits der Grenze, wo der menschliche Geist forschend tätig ist, da ist so viel Wissen angehäuft, historisches, philosophisches, naturwissenschaftliches, da gibt es Schätze an

Erkenntnis zu heben für alle, die Muße haben, um die Bestände zu sichten und sich in die Erzählungen über William den Eroberer oder die Fallgesetze des Isaac Newton zu vertiefen. Weiß ich schon genug? Nicht annähernd. Ich hatte auf der Schule kein Latein und auch keine Mathematik, aber, versicherten mir Miss Boswood und auch meine Lehrerinnen einst in Stralsund, das sei ganz unwichtig, denn ich würde nicht in die Lage kommen, diese Fächer zu unterrichten. Ich könne nur eine Mädchenschule leiten, und auf dem Lehrplan für Mädchen hätten alte Sprachen und Logik keinen Platz. Wozu künftige Hausfrauen und Mütter damit quälen? Franziska sagte Ja und Amen auf solche Belehrungen hin, dachte aber dann an das Glück, das sie empfunden hatte, als sie in ihrer »Englischen Geschichte« über Elisabeth I. las und wie diese Königin ihr Land regierte, Frieden schuf und niemals heiraten wollte und auch nicht geheiratet hat, obwohl alle Minister und Hofräte das unbedingt von ihr verlangten. Franziskas Glücksgefühl entsprang weniger der Gewissheit, hier eine Art Vorbild gefunden zu haben, als der schieren Tatsache, dass sie all dies *wusste*: Elisabeth, das sechzehnte Jahrhundert, Shakespeare, Maria Stuart. Sie wusste das. Und was gab es nicht alles noch! Schon als Kind las Franziska unentwegt – obwohl Lesen für ein Mädchen als fast unschicklich galt. *»Ich war eine grausliche Leseratte, kein Buch war vor mir sicher. Es fand sich immer eine halbe Stunde, wo Bücher im Wohnzimmer unbewacht lagen, verboten war es ja gerade nicht, weil niemand daran dachte. Aber ich fragte lieber nicht, denn im Unterbewusstsein hatte ich recht wohl das Gefühl, dass es sich nicht gehörte.«* Sie las französische Romanciers wie Eugène Sue in deutscher Übersetzung, las Sachbücher über die Geheimnisse der Natur und die Erzählungen des Fritz Reuter auf Niederdeutsch. Heimlich besorgte sie sich das Lateinbuch des Bruders und übte Vokabeln, um einmal Cäsar lesen zu können oder Cicero. Aber sie schämte sich auch für ihre Neugierde und trug das Buch an seinen Platz zurück. Sie versuchte sich zu arrangieren. Doch es klappte nicht wirklich. Für ihre eigene

Mädchenschule träumte sie von einem Lehrer, der Latein und Mathematik unterrichtete. Es würde in der Zeitung stehen. Und sie würde Ärger mit der Bildungsabteilung des Bürgermeisteramtes bekommen.

Franziska Caroline Charlotte Tiburtius ist am 24. Januar 1843 in Bisdamitz an der Tromper Wiek auf Rügen zur Welt gekommen. Ihr Vater war ein Gutspächter, die Familie nicht reich, aber auch nicht arm. Frau Tiburtius gebar neun Kinder, Franziska war das Nesthäkchen. Zwei Knaben starben in jungen Jahren, noch vor Franziskas Geburt, der älteste Sohn erlag 22-jährig einer Lungenentzündung im Jahre 1848, da war Franziska fünf. Nun hatte sie außer ihren vier Schwestern Dorothea, Antonia, Bertha und Marie nur noch einen einzigen großen Bruder, Carl, der neun Jahre älter und seiner jüngsten Schwester innig zugetan war und viel an ihrer Seite. Carls wegen, der das Gymnasium besuchen sollte, zog die Familie 1851 nach Stralsund. Hier ging Franziska auf eine private Mädchenschule. Vier Jahre später starb der Vater. Jetzt mussten alle Kinder, auch die Jüngste, zusehen, bald auf eigene Füße zu kommen. Carl studierte Medizin, Franziska ging mit siebzehn als Erzieherin zu Baron Lyngen nach Werbelow, danach als Gouvernante ins Haus des Herrn von Behr-Schmoldow. In Ramin auf Rügen absolvierte sie 1868 ihre Ausbildung zur Lehrerin. Pläne für eine Schulgründung reiften in Stralsund im Hause der Mutter, zu der Franziska nach ihrem Examen umzog. Aber dafür mussten noch ein paar zusätzliche *accomplishments* in ihren Lebenslauf eingetragen werden. Man entschied sich für einen Aufenthalt in England, eine Agentur regelte die Anstellung erst in London, dann in Walton. Die Überfahrt kostete mehr als gedacht, Carl, inzwischen Stabsarzt bei der preußischen Armee, gab etwas hinzu. Franziska war in diesem Sommer 1870, als sie ihrem »*regen Zug in die Weite*« folgte, 27 Jahre alt.

Walton-on-the-Hill, ein Dorf in der Heide, lag in den nördlichen Downs mit kreidigem Untergrund und wenig Bäumen, nahe der für ihre spektakulären Pferderennen berühmten Stadt Epsom. Franziska hatte es gut getroffen, denn die Pfarrersfamilie, bei der sie nun im Dachstübchen wohnen würde, war ausgesprochen liebenswert, wenngleich auch etwas anstrengend. In ihren Lebenserinnerungen schildert sie die Leutchen: den Reverend als einen schrulligen, gemütlichen Patriarchen, der auch zu Hause gern predigte, Mrs. Roupell als eine hochnervöse Dame, die den einen Tag aufgeregt herumlief und den nächsten stumm in der Ecke saß. Der einzige Sohn war Seemann und gerade auf den Weltmeeren unterwegs. Die vier Töchter, die Franziska zu unterrichten hatte, hießen Minnie, Nellie, Nina und Mary, sie waren neunzehn, siebzehn, fünfzehn und zehn Jahre alt. Franziska nannte sie »Wildlinge«. Alle vier mochten ihre Lehrerin, waren wissbegierig und phantasievoll und lernten gerne Deutsch. Am beliebtesten waren bei ihnen die Musikstunden, die am frühen Morgen stattfanden – im Salon, da, wo das Klavier stand. Nie fehlte eines der Mädchen bei diesem Unterricht. Sie waren, wie die meisten Menschen in England, fest davon überzeugt, dass alle Deutschen geborene Musikgenies seien, und so wurde die neue deutsche Miss ehrfürchtig angestaunt, auch wenn sie nur ein paar Kadenzen spielte.

Ein besonders nahes Verhältnis entwickelte Franziska zu Mr. Roupell. Mit ihm konnte sie über den Krieg sprechen, und er klopfte öfters im Dachstübchen an – manchmal schickte er auch eins der Mädchen –, um Franziska eine Zeitung mit den neuesten Berichten vom Frontverlauf zu bringen. Inzwischen war es August des Jahres 1870. Franziska wusste aus dem Briefwechsel mit Carl, dass ihr Bruder als Oberstabsarzt eingezogen worden war – er versorgte verletzte deutsche Soldaten irgendwo in Frankreich. Die französischen Truppen waren zahlenmäßig den Preußen und ihren Verbündeten unterlegen, das hatte ihr Mr. Roupell auseinandergesetzt, auch hieß es, dass die Preußen

rein waffentechnisch mehr zu bieten hatten. Dennoch konnte Frankreich gleich zu Beginn Saarbrücken besetzen; aber in den Schlachten von Weißenburg und Wörth schlugen die Verbündeten den Feind zurück. »Euer Kronprinz leistet ganze Arbeit«, sagte Mr. Roupell und zwinkerte ihr zu. Franziska seufzte. In der Zeitung stand auch, dass die preußische Armee große Verluste zu verzeichnen hatte. Carl wird Tag und Nacht im Einsatz sein, dachte sie. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum er immer seltener schreibt.

In der Tat hatte Carl Tiburtius gewaltig zu tun; dabei waren es nicht mal so sehr die Obliegenheiten des Arztes, das Verbinden von Wunden, die Operationen und Amputationen, die ihn in Atem hielten. Er hatte vor allem mit Logistik zu schaffen, musste die Lazarette einrichten, dafür sorgen, dass die Verwundeten von den Rändern des Schlachtfelds zu ihm transportiert wurden und entscheiden, ob die Genesenen zurück ins Feld oder lieber nach Hause geschickt werden sollten. Er kannte das alles, er hatte schon im Krieg mit Österreich vor vier Jahren den Posten des Oberstabsarztes innegehabt, war bei Königgrätz dabei gewesen, als die Preußen im Verbund mit den süddeutschen Truppen entgegen aller Erwartung den Sieg über die Österreicher davontrugen. Damals hatte es ihn noch befriedigt, zu gewinnen. Jetzt erschauerte er angesichts der Ströme von Blut, die der Krieg fließen ließ, und er konnte des Nachts nur noch beten und keine Briefe mehr schreiben. Manchmal aber raffte er sich doch noch auf, setzte sich an den kleinen, wackeligen Tisch im Zelt, spitzte seine Feder und schrieb einen Liebesbrief an eine gewisse Henriette Hirschfeld. Er kannte und verehrte diese Frau schon länger, und kurz bevor er einrückte, hatte er sich mit ihr verlobt. Die Familie wusste es noch nicht; umso wichtiger war es für Carl, der Geliebten in Briefen seiner Treue zu versichern und seiner Hoffnung Ausdruck zu geben, dass beide sich bald wieder in den Armen liegen würden. Für einen weiteren Brief an Franziska fehlte ihm dann die Kraft.

Es kam der 2. September 1870 mit der Schlacht von Sedan, Kaiser Napoléon III. wurde gefangen genommen. Diesmal war es der Junge von nebenan, der Franziska auf der Straße traf und ihr die Nachricht vom deutschen Sieg zurief:

»Jetzt müssen Sie Ihren Hut in die Luft werfen!«

»Kann ich nicht, er ist festgepinnt. Tu du es für mich.«

»Was werden die Deutschen jetzt sagen? Ich denke mal: Himmelkreuzdonnerwetter! Das ist das einzige deutsche Wort, das ich kenne.«

Franziska besann sich darauf, dass sie bei aller Freude über den Sieg ja doch auch eine strenge Lehrerin war und sagte:

»Das ist ein übler Fluch, und kein Deutscher wird ihn aussprechen. Sie werden sagen: »Nun danket alle Gott!««

Der Nachbarsjunge warf seine Mütze in die Luft. »Es war unsere Princess Victoria, deren Geist Ihre Truppen beschützt hat.«

Franziska, der Nachbarsjunge und auch Mr. Roupell und seine Damen hatten sich zu früh gefreut, der Krieg ging weiter, bis ins nächste Jahr hinein. In Paris kam es zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen, Revolutionäre riefen die Republik aus, Sozialisten gar die Kommune, die Provisorische Regierung verweigerte den Friedensschluss. Die Bedingung hätte in der Abtretung Elsass-Lothringens bestanden, das schien nicht hinnehmbar. Und was geschah in England? Die französische Hartnäckigkeit machte Eindruck; zwar vertrat die *Daily News* weiter den deutschen Standpunkt, die meisten anderen Blätter jedoch schwenkten um, die Stimmung kippte. »Das arme, tapfere Frankreich!«, riefen die Menschen in Walton, und selbst Mr. Roupell zwinkerte nicht mehr. Erst als Paris gefallen war, schwante den Franzosen, dass sie verloren hatten. Den Engländern machte dieser Sieg Preußens und seiner Verbündeten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen nun doch Sorgen. Denn als auch noch die Reichsgründung erfolgte und der Preußenkönig nunmehr Kaiser Wilhelm I. hieß, sah England

seine gewohnte Größe und seinen Einfluss durch den stolzen kontinentalen Nachbarn bedroht. Franziska in ihrem südeinglichen Dorf hatte sich stets allseits geschätzt gefühlt, spürte aber jetzt eine wachsende Reserviertheit. Ihr schien, dass die wackelige Grundlage für die Sympathie mit den Deutschen nun eingebrochen war. Sie spielte mit dem Gedanken, ihren Engländeraufenthalt abzukürzen und nach Hause zurückzukehren. Vielleicht wäre die Familie Roupell sogar ganz froh, sie los zu sein? Die politischen Vorbehalte gegen das neue Deutsche Reich könnten weiter wachsen und sie selbst womöglich auf der Straße beschimpft werden. Franziska saß in ihrem Dachstübchen und las Carls Briefe vom Sommer und Herbst noch einmal. Darin drängte er Franziska, doch bitte verschärft darüber nachzudenken, ob sie nicht den Schritt tun sollte, den er ihr schon länger, schon vor der Englandreise, nahegelegt hatte. Er nämlich sah sie nicht als Lehrerin, auch nicht als Schulpfleherin. Er hat etwas Besseres mit ihr vor. Schließlich war sie, fand er, abgesehen von Henriette Hirschfeld das intelligenteste Mädchen, das er je getroffen hatte. Außerdem war ihr ein Pflichtgefühl eigen sowie ein Freimut, was Entscheidungen betraf, die, das wusste er nur zu gut, grundlegende Voraussetzungen waren für den Beruf, den er selbst ausübte.

Als Carl im heimischen Stralsund erstmals zu seiner Schwester sagte: »Du wärest eine großartige Ärztin!«, schüttelte Franziska noch lachend den Kopf und fragte:

»Wie soll das gehen? Kennst du eine Schule, an der ich das Abitur ablegen könnte?«

Sie wusste ja, dass Frauen nicht Medizin studieren konnten, dass Frauen überhaupt nicht zugelassen waren an den Universitäten, egal an welcher Fakultät, und dass sie eine Spinnerei war, diese Idee ihres Bruders, sie müsse Medizinerin werden. Naja, es gab schon mal hier und da eine Ausnahme, in Dublin gab es zwei Frauen, die es an die Universität geschafft hatten, auch in Amerika sorgten die ersten beiden Ärztinnen des Landes für Furore. Aber hier, im konservativen Preußen? Gymnasien

waren den Jungs vorbehalten. Franziska wollte das Schicksal nicht herausfordern, sie wollte ihre eigene Mädchenschule gründen, dieser Plan erschien ihr verwegen genug.

Carl sah ihr in die Augen. »Gut, geh nach England. Aber wenn du wieder hier bist, komme ich auf die Sache zurück.«

Franziska schüttelte ob der Flausen ihres Bruders noch einmal den Kopf, diesmal heftig.

»Was ist mit Mathematik?«, rief sie. *»Es gilt als feststehend, dass Frauen niemals Mathematik begreifen können.«*

»Was nicht alles als feststehend gilt«, erwiderte Carl. »Ich gebe dir heute Abend eine Stunde in Trigonometrie. Du wirst sehen.«

»Ich habe es selbst schon versucht«, gestand Franziska. »Ich habe mir nicht nur dein Lateinbuch, sondern auch dein Mathematikbuch ausgeliehen. Ich bin vollständig gescheitert.«

»Ohne Unterweisung geht das nicht. Lass mich dein Lehrer sein. Glaub ja nicht, dass du die Einzige in der Familie bist, die pädagogische Fähigkeiten besitzt.«

Und später in London und in Walton bekam Franziska Briefe von Carl, in denen stets ein Bogen mit Zeichnungen und Überlegungen zu allerlei Dreiecken beigelegt war. Die Empfängerin wusste genau, worauf der Absender anspielte, wenn sie den Brief vorsichtig mit dem Federmesser öffnete, um dann zwei gefaltete Bögen aus dem Couvert zu ziehen, einen beschriebenen und einen mit Zeichnungen und Erklärungen zu den Katheten und der Hypotenuse. Sie konnte dann nicht anders als in sich hinein zu lächeln, »Carl ...« zu murmeln und sich ihrer Entscheidung, eine Schule für Mädchen zu gründen, noch einmal innerlich fest zu versichern. Aber sie setzte sich dann doch hin und rechnete die Quadrate über den kürzeren Seiten des rechtwinkligen Dreiecks aus – nicht ohne Befriedigung.

»Wie war mein Bruder auf den Gedanken gekommen, dass ich Ärztin werden müsse? Vielleicht hatte eine Frau ihm den Anstoß gegeben; er war befreundet mit Henriette Hirschfeld, der ersten Zahnärztin in Berlin. Als junge Frau war sie Mitte der sechziger

Jahre nach Amerika gegangen, hatte dort Zahnheilkunde studiert und sich in Berlin eine Existenz aufgebaut. In Amerika hatte sie die Schwestern Elisabeth und Emily Blackwell kennengelernt, die dort bereits seit einigen Jahren eine ärztliche Praxis betrieben.«

So berichtet es Franziska in ihren Lebenserinnerungen. Jene Henriette Hirschfeld sollte nicht nur im Leben ihres Bruders, sondern auch in ihrem eigenen Leben eine große Rolle spielen. Und diese interessante, in den USA zur Doctor of Dental Surgery promovierte Dame hat im Jahre 1870, als Franziska in England die vier Roupell-Töchter unterrichtete und dabei immer an die Kriegsnachrichten und das Schicksal ihres Bruders denken musste, noch eine andere junge Frau auf den Gedanken gebracht, ein Studium der Medizin aufzunehmen. Diese Frau hieß Emilie Lehmus, war eine Pfarrerstochter aus Fürth in Franken und lernte Henriette bei einem Besuch in Berlin eher zufällig kennen. Emilie war Lehrerin, genau wie Franziska. Sie unternahm mit Henriette eine Spreewaldwasserfahrt, die in die Geschichte des Frauenstudiums eingegangen ist. Denn auf dieser Fahrt gelang es Henriette, Emilie davon zu überzeugen, dass sie als Frau, die nicht heiraten wollte, mehr erreichen könne als die für Eheverweigererinnen vorgezeichnete Laufbahn einer Lehrerin.

»Und Sie konnten in Berlin ohne Weiteres eine zahnärztliche Praxis eröffnen?«, fragte Emilie, die ihren Hut festhielt, weil ein Wind ging und der Spreewaldkahn schwankte.

»Ohne Weiteres nicht«, antwortete Henriette. »Der Kampf mit den Behörden hatte es in sich. Aber mittlerweile ...« Sie zögerte. »Ich entdecke eine gewisse Neugier in Ihrem Gesicht, Fräulein Lehmus. Kann es sein, dass Sie ...?«

Emilie ließ den Hut los und tauchte ihre Hand ins Spreewasser. Sie beobachtete den Fährmann, wie er geschickt mit seinem »Rudel« den Kahn auf Kurs hielt.

»Ich bin nicht zufrieden als Lehrerin«, bekannte sie. »Ich interessiere mich für alles, was mit Medizin zu tun hat.«

Henriette nickte. »Es gibt Mittel und Wege. Auch für Sie als Frau.«

Im Januar 1871 erhielt Franziska endlich wieder Post von Carl. Der Brief war kurz. Darin stand lediglich, dass er an Typhus erkrankt sei, sich aber auf dem Wege der Besserung befinde. *»Ich bin seit einigen Tagen wieder bei Besinnung und werde wohl bald nach Deutschland transportiert. Mach Dich frei und komm heim, Deinen alten Bruder zu pflegen.«* Diesmal lag kein Blatt mit mathematischen Formeln bei. Stattdessen redete der Bruder sie mit ihrem Kosenamen aus Kindertagen an: *»Hase«*. Franziska atmete tief aus. Jetzt war es so weit, sie musste Abschied nehmen von den Roupells. Jeder würde es verstehen, und es war so üblich, dass eine Frau, die irgendwo in Diensten stand, sofort und ohne eine Frist ihre Sachen packen und abreisen musste, wenn ein Mitglied ihrer eigenen Familie erkrankt war und Hilfe brauchte. *»Es wurde beschlossen, dass Minnie und Nelly nun als erwachsen zu gelten und Unterricht und Erziehung der beiden jüngeren Töchter Nina und Mary zu übernehmen hatten.«* Der Reverend gab der *»Miss Teibörsches«* seinen Segen, und Mrs. Roupell weinte ein wenig. Der Nachbarsjunge winkte über den Zaun. Ihre Reise führte Franziska im Februar 1871 zunächst nach London, wo die hilfsbereite Miss Boswood sie unterbrachte. *»In London fand ich eine Deutschland durchaus feindliche Stimmung vor. Es war ja inzwischen die Reichsgründung in Versailles gewesen. Wie recht hatte Bismarck, die Einmischung Englands zu fürchten! Aber jetzt ging mir der Ärger der Engländer nicht mehr zu Herzen. Ich fuhr durch Eis und Schnee der Heimat zu. Doch wie warm und glücklich im Gemüt! In Berlin traf ich mit meinem Bruder zusammen.«*

Carl war nicht allein, als Franziska ankam. An seinem Bettrand saß Henriette, die Hand an seiner Stirn, prüfend, ob er Fieber hätte. Franziska hatte die berühmte Zahnärztin schon vor ihrer Abreise nach England als Freundin ihres Bruders getroffen. Und sie erkannte sie auch jetzt gleich wieder. Ehe sie stutzen

konnte ob der Intimität der Szene, erhob sich Henriette, ging auf Franziska zu und schloss sie in ihre Arme. Sie flüsterte: »Jetzt wundere dich nicht, liebe Schwägerin in spe, dein Bruder und ich sind verlobt.« »Gl...Glückwunsch!«, stotterte Franziska und wurde rot. Sie winkte Carl mit der Hand. Und wusste erst nicht recht, was sie fühlen sollte, dann merkte sie, dass sie nicht nur überrascht, sondern auch hocheifrig war. Diese außergewöhnliche Henriette würde Teil ihrer Familie sein! »Ihr habt es gut getroffen, ihr beide«, sagte sie und lächelte. Gegen Abend stand Carl aus dem Bett auf und setzte sich mit seiner Schwester und seiner Verlobten an den Abendbrottisch. Die drei redeten bis tief in die Nacht. Danach war es entschieden: Franziska würde sich nicht für das Vorsteherinnenexamen in Stralsund anmelden, sondern sich in Zürich um ein Studium der Medizin bewerben. Die Universität dort nahm Frauen auf – in allen Fakultäten. *»Dass mein Lebensschiff einen anderen Kurs nahm, schreibe ich dem Einfluss meines Bruders zu. Und dem seiner späteren Frau, meiner Schwägerin, die während eines Aufenthalts in Amerika dort die Schwestern Blackwell und die Anfänge des Frauenstudiums kennengelernt hatte.«*

Henriette Hirschfeld-Tiburtius war in der Tat die Person, die dafür gesorgt hat, dass Franziska Tiburtius und Emilie Lehmus, die später in Berlin die erste von Frauen geführte Praxis eröffnen sollten, die ausgetretenen Pfade des Lehrerinnen-Daseins verließen und ein Studium der Medizin aufnahmen – im Ausland, weil es im Inland nicht möglich war.

Im Falle Franziska Tiburtius tat allerdings Bruder Carl das Seine, um die Schwester dazu zu bringen, mehr von sich zu verlangen, doch im Falle Emilie Lehmus war Henriette fast allein die treibende Kraft. Man muss hinzufügen, dass der Fürther Pfarrer Lehmus seine sechs Töchter frei erzogen hatte und ihnen viel zutraute, sie infolgedessen alle sechs mit einem starken Selbstbewusstsein ausgestattet waren. Emilie war gleichwohl immer

ein stilles und zurückhaltendes Mädchen gewesen, aber eher im Sinne des »stillen Wassers«, das »tief« ist. Als sie von Henriette auf der Spreewaldwasserfahrt erfuhr, dass ein Studium der Medizin in Zürich auch für sie in Frage käme, ergriff sie ihre Chance und immatrikulierte sich. Und als Franziska dort eintraf, hatte Emilie alles für ihren Empfang vorbereitet.

Henriette Pagelsen kam 1834 in Westerland auf Sylt zur Welt, auch sie war eine Pfarrerstochter. Neunzehnjährig wurde sie mit dem Gutsbesitzer Christian Hirschfeld vermählt, die Ehe verlief ausgesprochen unglücklich. Christian trank, Henriette nicht, es gab Krach, sie verließ ihn, es kam zur Scheidung. Das war seinerzeit ein schwerer Makel im Lebenslauf, insbesondere bei einer Frau. Durch die Zeitung erfuhr Henriette von den beiden Ärztinnen in Amerika, den Blackwells. Sie lieh sich das Geld für die Überfahrt, schlug sich durch nach Philadelphia und erreichte mit ihrer ungläublichen Beharrlichkeit, dort am College of Dental Surgery zum Studium der Zahnmedizin zugelassen zu werden. Es gab eine Vorläuferin: eine Frau aus Cincinnati hatte schon Zahnmedizin studiert, allerdings ohne Abschluss. Henriette fiel durch glänzende Leistungen auf und wurde zum Examen zugelassen. Als Dr. dent. surg. kehrte sie nach Deutschland zurück, ging nach Berlin und etablierte sich dort mit einem »Atelier zur Zahnbehandlung«. Von Vorteil für sie war, dass die Erlaubnis zur Niederlassung von Zahnmedizinern in Preußen noch weitgehend ungeregt geblieben war. So konnte Henriette allerlei Gesetzeslücken für sich nutzen und schließlich eine gutgehende Praxis mit Zustimmung der Behörden betreiben. Sie lernte den Dr. Carl Tiburtius kennen und mochte ihn sogleich und er sie. Was hatte sie nicht alles zu erzählen von Amerika! Sie traf dessen Schwester Franziska, die hübsche angehende Lehrerin, und als Carl später bemerkte, dass er auch Franziska für fähig hielt, Zahnärztin oder Ärztin zu werden, stimmte Henriette

sofort zu. »In Zürich ist ein Studium für Frauen möglich«, rief sie aufgeregt und wollte am liebsten gleich zu Franziska eilen, um sie von weiteren Zusatzausbildungen für das Lehramt abzuhalten und für ein Studium der Medizin zu erwärmen. Aber da war Franziska schon nach England abgereist. Das Gespräch, das Henriette mit ihr hätte führen wollen, musste sie aufschieben. Sie führte es stattdessen bald mit Emilie Lehmus auf der Spreewaldwasserfahrt – mit dem bekannten Erfolg.

Es fiel Franziska nicht leicht, ihren Schulgründungsplan endgültig aufzugeben. Sie hatte ihn gefasst, weil sie etwas ändern, etwas wiedergutmachen wollte, was in den modernen Gesellschaften gründlich schief lief: die Bildung der Mädchen. Die fand im Grunde, beziehungsweise als eine gründliche, gar nicht statt. Oft hatte Franziska daran zurückgedacht, wie sie sich als Kind mit einem Buch in die Kammer hinter der Küche oder im Wohnzimmer hinter die schweren Gardinen zurückgezogen hatte, um unbemerkt zu lesen. Und sie fand als Erwachsene, dass das nicht nur ein irgendwie auch lustiges Versteckspiel gewesen war, sondern eine Demütigung. Warum bloß sollten Mädchen nicht lesen? Nichts wissen? Weil, das verstand sie inzwischen, ihr Horizont eng bleiben sollte, ganz bezogen auf die Familie, das Haus, die Kinder und die Küche. Weiblicher Ehrgeiz sollte im Keim erstickt werden, damit die Frau den männlichen Vormund in der Ehe und in ihrem ganzen späteren Leben akzeptierte. Sie brauchte ihn dann auch wirklich, weil sie qua Frau ein Dummerchen war. Aber Bildung, genauer: Wissen, das hatte Franziska inzwischen erfahren, war mehr als die Voraussetzung dafür, einen Beruf auszuüben, die ja Ehefrauen nicht brauchten, es war die Aneignung eines geistigen Schatzes, der in das ganze Leben hineinstrahlen und glücklich machen konnte. Wer etwas wusste, wollte meist noch mehr wissen, und so wurden die Knaben, die in der Jugend angehalten worden

waren, Latein und Mathematik zu treiben, neugierig auf Vieles und lernten, wenn die Gelegenheiten sich boten und ihr Geist lebendig blieb, immer mehr und wurden immer klüger, bis es dann so erschien, als seien sie von Natur aus an Geisteskraft den Mädchen überlegen. Ob das wirklich so war? Franziska zweifelte. Es war keineswegs so, dass Mädchen gar nichts lernten. Die allgemeine Schulpflicht war in Preußen 1761 eingeführt worden, und seit Beginn des 19. Jahrhunderts gab es »Höhere Töchterschulen«. Wie verräterisch aber war schon diese Bezeichnung! Immer musste der Familienrahmen erhalten, wenn es um die Erziehung von Mädchen ging. Und der Staat kümmerte sich nur um die Elementarbildung der Schülerinnen, ihre Weiterbildung nach der Grundschule lag ganz in kirchlicher oder privater Hand. Sie war keineswegs obligatorisch wie bei den Knaben, sie war ein Extra, das »höhere« Gesellschaftsschichten sich leisteten und für das sie bezahlten. In dieses Feld hatte Franziska mit ihrer Schule eindringen und es anders machen wollen: den Mädchen sagen, dass Wissen ihr Leben verbessern würde, ihnen Einblicke verschaffen könnte in die Geschichte und das Walten der Natur und sie so in den Stand gesetzt würden, an der Entwicklung der Staaten, der Wissenschaften, der Künste betrachtend oder sogar selbst gestaltend teilzunehmen. Auf ihrer Schule sollte es nicht mit Sticken, Tanzen, guten Manieren und Haushaltsführung sein Bewenden haben, ihre Schülerinnen sollten lernen zu denken. Das war ihr Plan gewesen. Nicht nur ihr Plan, auch ihr Traum, ihr ideales Ziel. Das Mädchen mit Buch, lesend hinter der Gardine kauend, das sie einmal gewesen war, hatte ihr diese Aufgabe für ihr Leben gestellt. Und nun? Sollte sie das alles opfern – nur wegen der ungewissen Aussicht auf ein Studium, für das sie außer ihrem Wissensdurst keinerlei Voraussetzung mitbrachte?

Carl sagte: »Ja. Sei ein wenig egoistischer, liebe Schwester. Warum sollst du als Schulvorsteherin einen Lehrer einstellen, der deinen höheren Töchtern Latein und Mathematik beibringt, wenn du selbst es lernen kannst? Das hast du doch immer

gewollt. Jetzt musst du es tun. Und nachdem du den Satz des Pythagoras verstanden hast, bin ich sicher, dass du bald auch Seneca lesen wirst. Nu jib dir ma 'n Ruck, min Diern! Büst doch keen Bangbüx, min Hase.«

Carl fiel, wenn er deutlich werden wollte, gerne ins Plattdeutsche. Henriette sah Franziska einfach nur an. Ihr Lächeln machte Franziska verlegen. Sie sagte:

»Ihr habt recht. Ich werde es tun. Aber die Schule, die ich mir ausgedacht habe, ist immer noch in meinem Kopf. Und dann ...« Sie schluckte. »Dann wäre da die Frage der Kosten. Woher soll ich –« Carl hob die Hand.

»Es versteht sich, dass wir dir aushelfen. Ich bin sicher, das wird eine gute Investition.«

»Lehrerinnen gibt es wie Sand am Meer«, sagte Henriette. »Keine von der außergewöhnlichen Art, die du verkörpert hättest, Fanny, aber doch genug, um die nachwachsende Mädchen-generation vor dem Analphabetismus zu retten. Ärztinnen gibt es keine. Dafür Patientinnen! Frauen über Frauen sitzen da und stöhnen und halten sich den Bauch, denn sie wollen sich mit ihren Unterleibsbeschwerden keinem Mann ausliefern. Sie warten nur darauf, dass eine Frau eine Praxis eröffnet, so eine wie du, der sie alles sagen können.« Und Henriette erzählte von Emilie Lehmus und wie sie dieser jungen Frau, die des Besserwissens vor einer Mädchenklasse müde geworden war, einen dicken Floh ins Ohr gesetzt hatte. Mittlerweile studierte Fräulein Lehmus in Zürich.

»Ich habe ihre Adresse. Ich werde ihr telegrafieren und sie bitten, uns genau zu sagen, welche Unterlagen du an die Universität schicken musst, wenn du dich bewirbst. Du solltest keine Zeit verlieren, Fanny. Die Universität in Zürich ist sehr beliebt, immer mehr Studenten schreiben sich ein, seit vier Jahren sind Frauen zugelassen. Vielleicht gibt es bald einen Numerus clausus. Im Herbstsemester solltest du beginnen.«

Franziska erschrak. »So bald schon? Aber ... aber dann verpasse ich doch eure Hochzeit!« Das gab ein Gelächter – erst von Carl und Henny, dann von allen dreien.

Henny rief: »Wenn's weiter nichts ist! Da können wir dir entgegenkommen. Wir heiraten erst nächstes Jahr, in deinen ersten Semesterferien!«

Henriette Hirschfelds Berliner Praxis befand sich in der Behrenstraße in der Stadtmitte. Frau Doktor hatte nach Abschluss ihres Studiums in Philadelphia und nach ihrer Rückkehr in die zukünftige Reichshauptstadt zwar keine Approbation als niedergelassene Zahnärztin erhalten können, aber die im Jahre 1869 in Preußen durchgesetzte »Kurierfreiheit« gab ihr die Möglichkeit, sich als zahnheilkundige Behandlerin in einem »Atelier« zu etablieren. Zahnärztin durfte sie sich allerdings nicht nennen, auch den Dokortitel nicht führen, sie befand sich statusmäßig eher auf der Ebene von Heilpraktikern. Die in Amerika ausgebildeten Zahnheilkundigen galten indessen viel, man wusste in Berlin um die hohe technische und wissenschaftliche Qualität eines Studiums in Amerika und akzeptierte die Abschlüsse aus den USA durchaus. Henriette behandelte in erster Linie Frauen und Kinder. Sie war die allererste weibliche Zahnheilkundige in Preußen, und es galt als ausgemacht, dass eine Frau, wenn sie denn schon praktizierte, dann nur oder doch vor allem weibliche Patienten und Kinder übernehmen solle. Ärztlicher oder quasi-ärztlicher Umgang einer Frau mit einem fremden Mann galt als unsittlich. Diese Einschränkung machte Henriette nichts aus. Der Ruf, der ihr vorausseilte, brachte dann aber auch Männer dazu, ihre Praxis aufzusuchen, und die wurden keineswegs abgewiesen. Ihr prominentester Patient indessen war eine Frau: Kronprinzessin Victoria höchstselbst, die von der tüchtigen Zahnärztin vernommen hatte und sich von ihr das Gebiss richten ließ.

In der Behrenstraße, Parallelstraße des Boulevards »Unter den Linden«, hatte Henriette auch ihre Wohnung – in hohen,

hellen Räumen hinter ihrem Zahnatelier. Carl war in Rixdorf wohnhaft, hielt sich aber meist bei seiner Verlobten auf und nächtigte dort auch, was sittlich gesehen nicht ganz einwandfrei war, aber hingenommen wurde, da der Mann ja nun während eines Feldzugs für das Vaterland erkrankt war und Pflege brauchte. Auch Franziska fand in der großen Wohnung Unterschlupf und bald Gelegenheit, sich ein wenig zu revanchieren, indem sie dabei half, die Instrumente zu reinigen und die Praxisräume in Ordnung zu halten. Das Dreigespann vertrug sich bestens – Carl ließ sich umsorgen und gab der Schwester Mathematikstunden, Henny arbeitete im Atelier und Franziska ging einkaufen. Und sie suchte alle Papiere zusammen, die sie für ihre Immatrikulation brauchte. Manchmal wurde ihr dabei ein bisschen schwindelig. Denn die Idee »ihrer« Schule kam immer wieder mit Macht zurück. So spaltete sie sich in zwei Franziskas. Die eine hielt mit starrem Griff an der Perspektive einer eigenen Schule fest, die andere suchte Papiere für die Uni Zürich zusammen und träumte von einem Dokortitel und vielen dankbaren Patientinnen. Dabei hatte es die erste, die konservative Franziska mit der Schulidee, schwer, sich zu behaupten, denn von beiden Mitbewohnern Carl und Henny kamen bei täglichen Gesprächen harte Argumente für ein Studium in Zürich auf den Tisch, und so ergab es sich, dass die Schul-Franziska immer fahler und kleiner und schwächer wurde und schließlich vollends zerbröselte, woraufhin die Züricher Studentin in spe unaufhaltsam erstarkte und Franziska wieder zu einer einheitlichen, ungespaltenen Person mit festen Absichten wurde. Die Entscheidung war gefallen, Franziska stellte sie nicht mehr in Frage. Als Carl sich vollständig erholt hatte und plante, in den Dienst zurückzukehren, fuhren die drei zur Mutter nach Stralsund, um sie von der Verlobung in Kenntnis zu setzen und in Franziskas Pläne einzuweihen. Für die arme alte Mutter war das ein bisschen viel auf einmal, aber sie fasste sich und segnete ihre Kinder. »Dat is denn wohl de neje Tijd«, sagte sie, und damit meinte sie ebenso das

neue Kaiserreich und das Zahnatelier ihrer künftigen Schwie-
gertochter wie das voreheliche Zusammenleben von Carl und
Henny und die Studienpläne ihrer Fanny. Sie war aber dann
doch ein wenig stolz auf alle drei.

In Berlin spazieren zu gehen, machte Spaß. Überall wurden neue Häuser gebaut, »Unter den Linden« ragten palaisartige Prachtbauten auf. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte sich Berlins Wachstum beschleunigt, Fabriken siedelten vor den Toren der Stadt, Maschinenbau, Eisenbahn, Chemie und die »Allgemeinen Elektrizitätswerke«. Die Gegend nördlich des Oranienburger Tores nannten die Berliner »Feuerland«, denn die vielen Schloten der Eisengießereien verpesteten die Luft und spien Tag und Nacht Funken. Als ein Mahnmal des wissenschaftlichen Geistes wirkte die Humboldt-Universität, die das Erbe der berühmten Gelehrten-Brüder weitertragen sollte. Und nun war Berlin noch Hauptstadt des Reiches geworden! Der Sieg über Frankreich brachte üppige Reparationen ein, die zu großen Teilen nach Berlin flossen und hier einen Bauboom auslösten. Es gab aber auch das andere, das arme Berlin. Die Stadt hatte 1871 gut 800 000 Einwohner, ein knappes Viertel lebte in »übervölkerten« Kleinwohnungen, den berüchtigten Mietskasernen. Viele Familien brachten trotz der beengten Wohnverhältnisse Schlafburschen und Schlafmädchen bei sich unter, um sich etwas dazu zu verdienen – ihre Betten wurden nie kalt. Gut ein Prozent der Berliner waren obdachlos, vereinzelt besetzten sie abrisssreife Häuser. Besonders an den »Ziehtagen« jeweils am ersten April und Oktober gab es kräftige Mietaufschläge und deswegen Rangeleien, die Ordnungshüter waren während dieser Zeit auf dem Quivive. Im Polizeibericht vom 4. August steht: *»Zu verkennen ist indessen nicht, dass die in allen Stadttheilen gegen die Hauswirth wegen ihres willkührlichen Schaltens und insbesondere*

wegen des fortwährenden Steigerns des Mietzinses herrschende Erbitterung in den eng und von meist unbemittelten Leuten bewohnten Stadttheilen einen einigermaßen bedenklichen Grad erreicht hat.« Der einsetzende Bauboom konnte die Missstände nur langsam wenden, arme Familien wohnten die Neubauten ›trocken‹, und wurden darüber krank. Franziska lernte dieses schmutzige Berlin samt der latenten Gewaltbereitschaft seiner Bewohner bei Carl in Rixdorf kennen. Aber sie fürchtete sich nicht. Sie dachte eher an die Möglichkeiten, die sich ihr als Ärztin bieten würden, hier Abhilfe zu leisten. Und fuhr zurück in die Stadtmitte, wo die reich dekorierten Häuserfassaden von Wohlstand kündeten. London fiel ihr ein, die andere Großstadt, die sie durchwandert hatte. Zwar reichte Berlin in Ausdehnung, Geschichtsträchtigkeit, Würde und Schönheit an London nicht heran, aber es machte durchaus etwas her. ›Was hier noch fehlt, sind ärztliche Praxen von Frauen für Frauen‹, dachte Franziska und schubste einen Pferdeapfel vom Trottoir in den Rinnstein.

Spazieren ging sie am liebsten mit Henny. Die beiden hatten denselben Schrittrhythmus und machten zur selben Zeit gern eine Pause. Dann saßen sie am Ufer der Spree und fütterten Enten mit altem Brot. Wenn sich beim Wandern ihre Hutkrempe berührten, kicherten sie und warfen einander einen entschuldigenden Blick zu. Franziska bewunderte die neun Jahre ältere Henriette, was aber dieser gar nicht so behagte. Als Fanny mal wieder davon sprach, wie kühn es doch von Henny gewesen sei, als unbegleitete Frau ins Ausland zu gehen, schnitt Henny ihr das Wort ab:

»Du wirst doch auch allein ins Ausland gehen.«

»Aber nicht gleich über den großen Teich!«

»Ich ging nach Amerika, weil mir nichts anderes übrigblieb, verstehst du? Außerdem lebte mein ältester Bruder, der Kapitän geworden ist, in den Staaten. So lag mir die Auswanderung als Perspektive nicht ganz so fern.«